

Früh- und Spätobst.

Rein Obst in Wien. — Der blauen „Schluderln“ Glück und Ende. — Obstsegen bei Nacht. — Schlechte Zukunftsaussichten.

Die Frühobstausbeute war heuer recht spärlich. Kirichen sah man nur vereinzelt, Ribisel und Stachelbeeren etwas reichlicher, aber nicht ausreichend; nur Marillen gab es an manchen Tagen in genügender Menge. Alles in allem: Es war kein Grund zur Zufriedenheit vorhanden, und da die Frühobsternte bekanntlich diesmal dem freien Handel überlassen war, bot das Ergebnis den Gegnern dieser Institution willkommenen Anlaß, daran ihr Mischen zu fühlen. Aber auch die Anhänger mußten zugeben, daß ihre Erwartungen enttäuscht wurden. Volksernährungsamt und „Geos“ triumphierten. In verschiedenen Verlautbarungen wurde teils offiziell, teils halbamtlich auf das klägliche Ergebnis der Frühobstausbringung hingewiesen und der Bevölkerung an diesem lehrreichen Beispiel bewiesen, wozu es ohne die Segnungen der zentralen Bewirtschaftung gerät. Diese Ermägungen hatten die Gründung einer neuen „Übernahme- und Verteilungs-

Kette“ zur Folge, und das Intermezzo endigte anrüchlich. Der freie Handel hatte „verfungen und verfan“: für die Spätobsternte trat wieder die zentrale Bewirtschaftung in ihre Rechte.

Das Frühobst endigt mit den Marillen: mit den Zwetschen beginnt das Spätobst. An der Grenze zwischen den beiden Arten, nicht mehr zu der ersten und nicht mehr zu der zweiten Gattung zählbar, stehen die Pflaumen. Sie sind blau, gelb, grün oder rot und werden in Wien „Schluderln“, „Flündern“, „Kriecher“ usw. genannt. Jedenfalls standen sie bereits im Zeichen der neuen Übernahmestelle, und zur Freude aller Freunde und Anhänger der zentralen Bewirtschaftung gab es in den ersten Augusttagen wahre Massen von „Schluderln“ in Wien. Nach langer Zeit machte wieder einmal der Naschmarkt seinen Namen Ehre; denn man konnte dort blaue Pflaumen „naschen“ nach Herzenslust; aber auch auf allen anderen Märkten sah man sie in Quantitäten, die Friedenserminderungen wachriefen: diese wurden noch dadurch verstärkt, daß man im Vorbeigehen mitunter lang nicht mehr gehörte Worte vernahm: „Schöne Flündern, gnä Herr, füge Ringlo — Weiben S' stehen, gnä Herr!“ und dergleichen. Man folgte der freundlichen Aufforderung, blieb stehen, prüfte, wählte, befristete, fand die „Flündern“ bald zu hart, bald zu weich, brach die Verhandlungen mit der Obsthändlerin ab und wendete sich einer anderen zu, die bereits mit ermunternden Blicken wartete. Es waren schöne Tage.

Dann sank der Höchstpreis. Zuerst auf K. 2.60; dann auf K. 2. Und eines Tages waren die reichen „Schluderln“-Wagen verschwunden, und zwar mit einer Plöblichkeit, die an Hexerei gemahnte. Nichts war geschehen; draußen vor den Türen der Stadt gediehen diese bescheidenen Früchte genau so reichlich wie bisher; kein Hagelwetter hatte sie vernichtet, keine Sturmflut sie fortgespült. Sie waren einfach verschwunden, unbekannt wohin; und der naive Verbraucher stand vor einem Rätsel. Noch zerkern hätte er Pflaumen haben können so viel er wollte; heute waren sie urplötzlich zum heißbegehrten Federbissen geworden, dem man gar aus gar nachsagte. Wobei eine psychologische Wertwürdigkeit erwähnt sei: Der Mensch verliert das Interesse an einer Ware im selben Augenblick, als er sie mühelos haben kann. Dieselben Leute, die in der Zeit der „Schluderln“-Hochflut achlos an ihnen vorbeigingen, stellen sich jetzt geduldig darum an und sind überglücklich, wenn sie ein viertel oder halbes Kilogramm erobern. Sie jagen von Greislerladen zu Greislerladen, mustern jeden mit begehrlischem Blick und stürzen wie Habichte hinein, wenn sie blaue Pflaumen drinnen erblicken. Bei den Kürbissen kann man genau dasselbe beobachten: Seit der Markt damit überschwemmt ist, will sie niemand haben, obwohl sie ein angenehmes und wohlschmeckendes Gemüß abgeben. Sie brauchen nur heute ausgehen, so werden schon morgen Kämpfe um sie ausgefochten werden.

Seit dem Ende des kurzen Pflaumenintermezzos sieht der Wiener Markt von Tag zu Tag trostloser aus. Auf dem Naschmarkt soll, wie Frühobstseher berichten, in den Morgenstunden hin und wieder Obst zu sehen sein. Es wird „in Sturm genommen“ und über später kommt, sieht nur mehr leere Körbe. Es gibt Leute, die täglich mehrmals auf den „Obstmarkt“ — wie der Naschmarkt offiziell heißt — gehen und trotz eifrigen Suchens dort auch nicht ein einziges Stückchen Obst erblicken; wenn man nicht ab und zu bei einem Greisler etwas fände, so müßte man auf den Obstsegen gänzlich verzichten. Aber auch hier ist es ein seltener Glücksfall, wenn man an Obst gerät; es gehört ein aufreibendes Stück Arbeit dazu. Aufreibend und aufreizend zugleich, weil der Gedanke sich aufdrängt, daß das nicht sein müßte, daß nur die völlige Kopf- und vernunftlose Wirtschaft diesen Jammer verschuldet hat und daß die Bevölkerung, ohne daß es sein müßte, um ein gesundes und köstliches Nahrungsmittel geprellt wird.

Wer übrigens das Geheimnis erfahren will, wie man in Wien selbst an den obstärmsten Tagen Obst erhalten kann, dem sei es verraten: Er lasse den Tag verstreichen und — warte auf die Nacht. In der Nacht — so zwischen Zehn und Zwölf — sieht man in einzelnen Straßen der Stadt die untertags vergeblich gesuchten „Schluderln“ in beliebiger Anzahl. In der Praterstraße, dem Zentrum des nächtlichen Obstmarktes, kann man sie an vier, fünf Stellen mühelos und ohne Anstellen erwerben, ebenso in der Kärntnerstraße, wo gleichfalls eine oder mehrere Obstseherinnen in den späten Abendstunden aufzutreten pflegen. Freilich kostet das kilo blaue Pflaumen sechs Kronen, während grasgrüne Birnen unter acht bis zehn Kronen nicht zu haben sind. Nicht unerhebliche Mengen von Obst kommen auf diese Art zahlungsfräftigen Dummlein zugute, während es anderen, die es zur Stillung des Hungers brauchen würden, unerschaffbar ist.

Die jüngsten Verlautbarungen des Ernährungsamtes sprechen auffallenderweise von einer ungünstigen Spätobsternte; da private Mitteilungen aus den Produktionsgebieten zu dieser Angabe in Widerspruch stehen, hat es den Anschein, als würde man amtlicherseits schon beizeiten für das Versagen der Obstausbringung einen Sündenbock suchen. Bis jetzt steht es mit der Wiener Obstversorgung so schlecht wie nur irgend möglich. Der freie Handel hat bei dem Frühobst versagt, das ist wahr; die zentrale Bewirtschaftung des Spätobstes aber bisher Ergebnisse gezeitigt, die keinen sehr rosigen Ausblick in die Zukunft ermöglichen. Das so oft erprobte Sprichwort: „Es kommt nie etwas Besseres nach!“ scheint sich wieder einmal bewahrheiten zu wollen.